

# Im Namen liegt das Erbe

Wes 7.9.

Diese Woche erscheint in England der neue Roman von Salman Rushdie

VON WASEEM HUSSAIN

531426-3

**E**eny, Meeny, Miney, Moe. So geht der Anfang eines englischen Kinderreims. Ein lockeres Wortspiel.

Ich träume oft von Salman Rushdies Spiel mit der Sprache. Es kommt zu mir, wenn ich die Augen schliesse, und ist jedesmal so, als würde ich durch eine bisher ungesehene Tür gehen und auf der anderen Seite der Schwelle Stück um Stück mein Erbe entdecken. Anwälte, politische Aktivisten, Grossgrundbesitzer und Grossfamilien, Händler und Bauern, arm und reich. Auf den Fotos, die ich in Alben und Schachteln verwahre, reden sie in einem Durcheinander. Was davon in meinem Kopf hängenbleibt, klingt wie Pfeffer aus der Mühle: Chater-naak chatna chatn, das Ende einer abenteuerlichen Beschneidung.

Ina, Minnie, Mynah, Moor. Das sind die Kösenamen von drei Töchtern und einem Sohn, die Kinder der christlichen portugiesisch-indischen Aurora da Gama und des jüdischen spanisch-arabisch-indischen Abraham Zogoidy.

Die Da-Gama-Zogoidy-Familie, ein wahrlich religiös-ethnisch-kultureller Mischmasch, bringt Salman Rushdie nach Indien, nachdem er ihre Vorfahren in Spanien und Portugal auf gelesen hat. Punkt 1900 rollt er ihre Geschichte auf. Er nennt sie «The Moor's Last Sigh» («Des Mohren letzter Seufzer»);

## PERSÖNLICHE SICHT

*Diese Woche erscheint in London Salman Rushdies neuer Roman «The Moor's Last Sigh» – und schon geht's wieder los. Indische Hindus protestieren, Londoner Schriftsteller versammeln sich zur Verteidigung Rushdies. Und «Weltwoche»-Autor Waseem Hussain, in Pakistan geboren, mit der Familie als Kind in die Schweiz eingewandert, hat erst mal gelesen, und zwar aus sehr persönlicher Sicht.*

das ist sein neuer Roman. Der erste seit den «Satanischen Versen».

Ich will ein treffendes Wort darüber sagen. Es stammt aus dem alten Indien und dem neuen Pakistan, der Herkunft, die ich – ich erhebe keine besonderen Ansprüche – mit Salman Rushdie gemeinsam habe. Ebenso wie unsere erste Muttersprache, Urdu, die Sprache der Muslime im indischen Raum. Das Wort wartet auf meinen Lippen, wenn ich aus einem dieser Sprachträume erwache, die Träume, die ich Rushdie zu verdanken habe. Baprebap, lautet es, potzblitz!

Christina, Inamorata, Philomina und Moraes heissen die vier Kinder mit vollem Vornamen. Sie gehören zur Generation Rushdies, geboren zwischen 1947 und 1957.

Namen. In sie hat Rushdie viel Wahrheit gelegt. Sie versinnbildlichen die Lebenswege dieser Inder-Generation. Ina, das Fotomodell, die Sexbombe, wo der Christ am Anfang des Namens weggelassen wird; umgekehrt Inamorata, die sich der Liebe Jesu Christi hingibt und zu den Frommen zieht; Philomina, die durch die Mitte aus der Familie verschwindet, Jura studiert und sich frauenrechtlerisch und politisch betätigt, etliche Male hinter Gitter kommt, wo sie lieber ihre korrupten Verwandten sehen würde. Und Moraes, Moor, der Mohr, an dem es hängenbleibt, zurückzublicken und das Leben der da Gamas und der Zogoidys zu befragen. Hat er einmal damit angefangen, hört er bis zu seinem Tod nicht auf. Damit er zurückblickend nicht zurückbleibt, verleiht ihm Rushdie die doppelte Geschwindigkeit. Er gebärt ihn nach nur viereinhalbmonatiger Schwangerschaft, macht aus dem Fünfjährigen einen Zehnjährigen, aus diesem einen Zwanzigjährigen und überrumpelt ihn gleichermassen mit der Last und dem Reichtum seines Erbes. Moraes hetzt und wird gehetzt durch Zeit und Raum.

Das Erbe. Es liegt hinter drei anderen Namen verborgen. In Camoens da Gama, dem portugiesisch-indischen Grossvater mütterlicherseits. Spricht man seinen Vornamen richtig aus, also nasal als kamonsh, ähnelt er dem Urdu-Wort chamonsh: still, ruhig, stumm. Camoens, Stellvertreter der sentimental, nicht gerade kämpferischen

indischen Vätergeneration Rushdies, die schweigende Hälfte der Gesellschaft.

Flory Zogoidy ist die jüdische Grossmutter väterlicherseits, die ein Leben lang ihre «unreine» religiöse Abstammung verhüllt. Sie ist das Fleisch und Blut einer verbotenen jüdisch-muslimischen Liebe. Als ob es in der Religion je etwas schützenswert Reines gegeben hätte, zieht sie einen dicken Strich zwischen sich und ihrem Sohn Abraham, als er eine Christin heiratet: Aurora da Gama.

Sie ist der dritte Name in dieser Reihe. Mutterlos seit früher Kindheit, kämpferisch und scharfzüngig, doch nie verbittert, stets grosszügig und liebevoll mit allen, ein ehrlicher Mensch. Rushdie gibt ihr Farben und Finsel, mit denen Sie fieberhaft ihre eigene kleine Geschichte der Menschheit malt, ein seherisches Stück der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Gewürzhändlerfamilie da Gama-Zogoidy.

Wie Aurora da Gama malt, erzählt Rushdie, und wie er erzählt, malt Aurora. Bild um Bild, Schicht um Schicht entsteht vor unseren Augen ein Buch, in dem sich die grossen spanischen Weine der Däos, das Echo der Alhambra in Granada, der Friede am Sabbat vermischen mit dem Duft der Bombay Masals, der Gewürze, allem voran des Pfeffers, auf dem sich Aurora und Abraham das erste mal lieben.

Camoens, Flory oder Aurora; Schweigen, Verleugnen oder Kämpfen. Die Generation der Inas, Minnies, Mynahs und Moors wachsen im Wiederhall dieser drei Wörter im nachkolonialen Bombay auf.

Dreizehnjährig, als die Schwingungen der drei Wörter in ihm gerade erst erwachen, kommt Salman Rushdie mit seiner Familie nach England. Es sind die sechziger Jahre, in seinen Ohren taucht der Rock'n'Roll auf. Es ist die Zeit des *free sex for all*, Drogen und Hokuspokusliteratur werden herumgereicht.

### Alkoholsäufer, Schweineesser

War Rushdie Teil dieser Jugend? Ich stelle mir vor, dass es ihm ähnlich wie vielen Indoeuropäern ergangen ist, auch wenn wir alle weder zur genau gleichen Zeit noch am gleichen Ort unsere Jugend verbracht haben. Rushdie sieht uns in seinem 1992 veröffentlichten Buch «Heimatländer der Phantasie» in einer Gesellschaft, wo wir gleichzeitig Insider und Outsider sind.

Zu Hause konnten sich meine Eltern nie so recht entscheiden. Mal hatten wir echte Schweizer zu Besuch, ein andermal schworen wir uns, diese Alkoholsäufer und Schweineesser nie wieder in unsere Stube zu bitten. Dann küssten wir, eingehüllt im Duft glühender Räucherstäbchen, den Koran und die metallenen Handsymbole in unserem kleinen Hausaltar. Wir sollten wehmütig sein, weil eintausendvierhundert Jahre zuvor jemand den Propheten Mohammed und

dessen Angehörige umgebracht hatte.

Am nächsten Tag sass ich im Religionsunterricht der reformierten Kirche in Kilchberg am Zürichsee und hörte, dass Abraham ja auch den Christen und Juden wichtig war. Es holte mich aus einem tiefen Schlaf. Auf

dem Heimweg spielte ich mit dem Busen meiner ersten Liebe, einer Christin. Ich stellte sie meiner Familie vor. Plötzlich war man wieder weltoffen und versöhnlich, lobte die sauberen Strassen der Schweiz, den Staatsgründer Pakistans, hielt jeden nur erdenklichen pakistanischen oder indischen Staatspremier für einen Halbgott. Bis irgendein Verrückter die Armee gegen das eigene, unser Volk marschieren liess. Und waren wir in Karachi, waren schliesslich die Briten an allem schuld. Wir hassen und lieben unsere Heimaten. Imaginäre Heimaten, wie es Rushdie nennt.

Aber selbst von diesen lebt er seit über sechs Jahren ausgesperrt. Erinnern wir uns, dass er noch immer rund um die Uhr von britischen Sicherheitsbeamten bewacht leben muss, seit im Februar 1989 der inzwischen verstorbene iranische Diktator Ayatollah Khomeiny die Fatwa über ihn herabliess. Die Fatwa, ein islamischer Rechtspruch und in Rushdies Fall mit dem Strafmass des Todes belegt, kann entgegen der weitverbreiteten Meinung nicht rückgängig gemacht werden. Traurige Logik der Religionen: Spricht ein Stellvertreter Gottes auf Erden ein Urteil und zieht er dieses wieder zurück, wie steht dann Gott da? – Dort, wo Fatwas erlassen werden, überliest man geflissentlich jene Stelle im Koran, welche die Gläubigen davor warnt, dem Klerus zu folgen.

Gedrängt von «Artikel XIX», dem Verbund der literarischen Freiheitskämpfer, startete die Europäische Union diesen Frühling eine halbherzige Initiative für Salman Rushdie. Man lud die iranische Regierung ein, das Todesurteil aufzuheben. Der iranische Staatspräsident Rafsanjani liess als Antwort zunächst durchblicken, man wolle es sich überlegen. Es war eine banale Taktik von beiden Seiten. Die EU war besänftigt und verzichtete darauf, dieselben Wirtschaftssanktionen über den Iran zu verhängen wie die USA. Natürlich hat Iran die Fatwa nicht widerrufen, nichts dergleichen, und die EU hat und tut nichts dagegen.

Auch die Schweiz nicht. Zwei Jahre nach der Fatwa sollte Rushdie in Genf einen schweizerischen Literaturpreis entgegennehmen. Die Genfer Polizei, die sonst auch gefährdete und gar gefährliche Staatsleute beschützt, mochte Rushdie «aus Sicherheitsgründen» nicht denselben Schutz gewähren. Die den Preis stiftende Gesellschaft verzichtete daraufhin auf die Preisvergabe.

Dem waren jahrelang Heucheleien von Politikerinnen und Politikern vorangegangen, und weitere sollten folgen. Mitterrand verweigerte ihm das Einreisevisum in die Grande Nation; Thatcher meinte, Rushdie

habe alles selber so gewollt; Prinz Charles klagte über die Kosten für die Sicherheit des britischen Staatsbürgers Rushdie; und Benazir Bhutto, ausgerechnet sie, deren Vater von einem Militärdiktator gehängt und die selber von ihrem Amt als pakistanische Premierministerin gestürzt worden war, weil sie 8% der Militärausgaben Pakistans für soziale Wohlfahrt verwenden wollte, und daraufhin ins Exil nach England geflohen war, diese Frau Bhutto sagte feige: «Ich gehöre zu den Menschen, die glauben, dass derjenige, der Blasphemisches weiterverbreitet, sich selber der Blasphemie schuldig macht.»

Noch heute veröffentlichen pakistanische Zeitungen aus Angst vor militanten Muslimen keine Artikel über Rushdie oder seine Werke. Seine Bücher passieren gar nicht erst die Landesgrenze. Im säkularen Indien ist der Vertrieb des Romans alles andere als gesichert. In der Provinz Maharashtra und deren Hauptstadt Bombay machen Rechtsaussenpolitiker wie der Nationalist Bal Thackeray Front gegen alle Nicht-Hindus. Durch seinen getreuen Kulturminister hat Thackeray bereits mit dem Verbot des Buches gedroht, weil Rushdie darin diese Politik unmissverständlich kritisiert.

Ich sehe Salman Rushdie in seinem Versteck sitzen und von der Erinnerung in seinem Kopf und in seinen Tagebüchern zehren, sich aus Zeitungen über seine nächste Umgebung informieren. Nur manchmal zeigt er sich in der Öffentlichkeit, gibt Autogramme in Buchgeschäften, Interviews an geheimen Orten oder gesellt sich zum Publikum an grossen Veranstaltungen, wie zum Beispiel im Juli am Konzert der Rolling Stones in London, wovon er in einem fulminanten Zeitungsartikel berichtet hat.

Er schreibt, und ich wundere mich: Wie kann er das? Wie kann er einen derart schönen metaphorischen Bogen aus Gewürzen spannen? Am Anfang sagt er durch Moraes zu uns: «...reichen Sie mir den Pfeffer.» Seiten und Kapitel später, «stark nach Sex und Pfeffer riechend», stützt er die Spannung, und erst weit hinten beschliesst er sie mit einem schelmischen Wink, «...ich meine den Pfeffer». Unterdessen öffnet er den grossen Bogen des Atems und zieht diesen durch alle Zeilen und Zeiten. Dazwischen erzählt er durch Mosaik und Kacheln, durch die Bilder Auroras, durch Corbusier-Häuser und den Maler-Engel-Teufel Vasco Miranda die lustige und traurige Geschichte des Mohren. Rushdie ist ein Kitabî, ein Mann des Buches, und, baprebap!, er kann's.

Er spielt geradezu mit Bögen und Phantasien, mit Wissen und Geschichte, ob klar oder verschwommen, wenn er wie ein Schütze, eine Miniature seiner selbst, auf den aufgeschlagenen Buchseiten dasteht. Er schießt seine Pfeile los, deren Spuren sich zu einem einzigen festen Strang bündeln, der uns durch den Roman führt.

Sprache, Atem und Seufzer, Suspirium. Jeder Traum von Rushdies Sprache hält mich in Atem. Als ich neulich erwachte, lag «The Moor's Last Sigh» auf dem Tisch. Ich hielt die Luft an und atmete vierhundert Seiten lang mit den da Gamas und den Zogoidys durch. Erst mit der letzten Seite, mit den finalen Sätzen des Mohren, Moor, Moraes, waren es meine eigenen Lungen, aus denen ich all die inhalierten Leben in einem langen Seufzer aussties.

Salman Rushdie: *The Moor's Last Sigh*. Jonathan Cape. 435 Seiten, 15.99 £ (Die deutsche Übersetzung erscheint am 1. März 1996 im Kinkler Verlag.)